

Schulverhältnisse in Czenstochau.

Volkes zur Beerdigung eingefunden. Darunter waren Heiden, Christen und Ketzern, die einen in ihrem heidnischen Nationalkostüm, die anderen in europäischen Trachten. Zwei Männer waren mit dem bloßen Hemd bekleidet, was aber hier schon als „vornehm“ galt. Ein junger Mann zog nicht ohne Selbstbewußtsein ein seidenes Taschentuch heraus, während sich seine Umgebung mit dem Nasenlößchen den Schweiß von der Stirne strich. Zu guter Letzt kam abermals ein Hindernis: Als man den Sarg in die Grube senken wollte, war das Grab zu klein! Man mußte also die Leiche nochmals herausheben und das Grab verlängern. Ein paar tüchtige Männer begaben sich energisch an die Arbeit, während die mit einem Schaffell bedeckten Weiber staunend zuschauten. Endlich ward Nomakane ohne weitere Störung begraben, und ich betete zu ihrer Seelenruhe mit den anwesenden Christen 3 Vater unser und Ave Maria. R. I. P.

Schulverhältnisse in Czenstochau.

Von Schw. Engelberta.

Wir haben aus dem bunten Leben und Treiben unserer schwarzen Schulkinder schon oft charakteristische Einzelbilder herausgegriffen, heute wollen wir, dem Wunsche einzelner Leser entsprechend, es versuchen, in kurzen Umrissen einen Gesamtüberblick über die hiesigen Schulen zu geben.

Czenstochau hat seit Jahren drei Schulen, eine Knaben- und zwei Mädchenschulen. Erstere zählt gegenwärtig 65 Schüler. Davon stehen

24	im Alter von	6—10 Jahren,
16	" "	10—14 "
15	" "	14—16 "
10	" "	16—17 "

Die Muttersprache dieser Kinder ist natürlich kaffrisch, doch müssen sie in der Schule alle auch Englisch lernen, was ihr Lehrpersonum natürlich ganz bedeutend vermehrt. Die Lehrbücher sind teils in Englisch, teils in Sulu abgefaßt, und da P. Benno, ein geborener Amerikaner, der mit der Oberleitung der Knabenschule betraut ist, nur englisch mit seinen Schülern verkehrt, sprechen fast alle hiesigen Knaben ziemlich geläufig englisch. Deutlich wird nicht gelehrt; einzelne Kinder, die jahrelang mit unsren Brüdern und Schwestern verkehren, lernen es zwar durch den Umgang, jedoch nur mangelhaft. Anders war dies in unsren deutschafrikanschen Schulen der Fall. Hier war Deutsch obligatorischer Unterrichtsgegenstand, wie in Natal und der Kapkolonie das Englische.

Der volle englische Schulplan ist für sechs (d. h. mit Einschluß der Anfänger für sieben) Kurse (Standards) berechnet; für jeden Kurs besteht ein eigenes Lesebuch. In der Regel müssen wir uns jedoch damit begnügen, unsren schwarzen Kindern das Personum des dritten, bzw. vierten Kurses beizubringen, fast nur im Mutterhanse Mariannhill bewältigen sie auch noch den fünften Standard. Die einzelnen Unterrichtsgegenstände sind: neben Religion, dem Fundamente einer Missionschule, Lesen, Schreiben und Rechnen; Übersetzen aus dem Englischen ins Kaffrische und umgekehrt; Kopf- und Tafelrechnen nach englischem Geld, Maß und Gewicht; Geographie und Geschichte von Natal, der Kapkolonie und Afrika, später die politische und physikalische Geographie der übrigen Weltteile; Gesang und Deklamation, Zeichnen; kurz, es ist der

Hauptsache nach derselbe Stoff, der auch in den deutschen Schulen gefordert wird; was jedoch, wie schon oben angedeutet, das Ganze bedeutend erschwert, ist der Umstand, daß die schwarzen Kinder eine ihnen völlig neue Sprache lernen müssen.

Zucht und Disziplin in der Czenstochauer Knabenschule ist, ohne Schmeichelei gesagt, musterhaft. P. Benno, ein tüchtiger Pädagoge, hält sich so ziemlich an die Grundsätze und die Erziehungsmethode nordamerikanischer Institute, wo bekanntlich auf Ordnung und Reinlichkeit, pünktlichen Gehorsam und gesellige Spiele hoher Wert gelegt wird. Gewisse Formen nehmen da fast ein militärisches Gepräge an. Jüngere Knaben finden sich verhältnismäßig leicht hinein, die älteren dagegen verlangen mehr Freiheit.

Am eigentlichen Schulunterricht beteiligt sich außer P. Benno und dem schwarzen Lehrer Nikolaus, der seinerzeit die Czenstochauer Missionschule und Präparandie besuchte, Schwester Philippine, die schon seit mehr als zwei Jahrzehnten als Lehrerin unter den Schwarzen tätig und daher mit ihrer Sprache, ihren Sitten und Gewohnheiten vollkommen vertraut ist. Begreiflich, daß bei solchen Lehrkräften die alljährliche Schulprüfung zur vollsten Zufriedenheit des englischen Schulinspektors, Mr. Robert Plant, aussäßt.

Was die Arbeit anbelangt, so werden die Knaben hier in Czenstochau meist im Obstgarten und Weinberg verwendet. Einige von ihnen haben sich schon zu kleinen Pomologen ausgebildet, wenigstens verstehen sie es vortrefflich, Bäume zu pflanzen, zu verzieren und zu okulieren. Die ältesten und stärksten Knaben arbeiten in der Schmiede und in der Schreinerei und Wagnerie. In einer solchen Werkstatt lernen zu dürfen, wird von allen als eine besondere Ehre und Auszeichnung angesehen.

Beim Spiele zeigen sich die Käffernjungen ungemein lebhaft, witzig und erfinderisch. Sie spielen alles mögliche; besonders beliebt ist der Fußball, im Herbst geht es auf die Mäusejagd, im Frühjahr pflanzen sie Bäumchen und Nutzfrüchten oder legen sich Gärten an. Zuweilen wird gebaut. So hat der zehnjährige Johannes mit Hilfe des um ein paar Jahre älteren Sales und Amandus ganz nach europäischem Stil aus Stecken und Lehm eine Kapelle nebst Glockenturm gebaut. Alles haben die Knaben selbst gemacht, da fehlen weder Türen, noch Fensterstücke und Glasscheiben. Aus ein paar Blechdosen wurden „Glocken“ hergestellt und zum Läuten eingerichtet. Im Innern steht ein Josephsaltar mit Leuchtern und winzig kleinen Blumensträuschen, die für jeden Sonn- und Festtag erneuert werden. Aus seinem Spikenzeug machen sie ein Altartuch, aus Flecken einen zierlichen Teppich. Sogar übertrücht und bemalt wurde das prächtige Gotteshaus, wobei bunte Zackenstreifen, Kreuze und Herzen mit Vorliebe zur Anwendung kamen.

Der Kirche selbst mußte auch der Vorplatz und das ganze Environ entsprechen; daher wurden Terrassen angelegt, mit Bäumchen und Biersträuchern bepflanzt und die kleinen Gartenbeete mit weißen Steinchen zierlich eingefaßt. Natürlich wird hier auch Gottesdienst gehalten, es werden die Glocken geläutet, die Kerzen angezündet, Prozessionen veranstaltet, es wird gepredigt und gejüngt, kurz, alles, was die Kinder in der Missionskirche sehen, wird hier getreulich nachgeahmt. Natürlich sind die Buben nicht immer zu Sang und Spiel aufgelegt, manchmal kommt auch der „wilde Kaiser“ wieder zum Vorschein, oder der

eine und andere will den kleinen Trotzkopf spielen. Solch' kleine Unarten dürfen jedoch nicht ungestraft bleiben. Hilft eine liebenolle Ermahnung oder eine ernstliche Verwarnung nicht, so gibt es allerlei mehr oder minder empfindliche Bußen. Trägheit in der Schule wird durch Schreiben von Strafaufgaben während der freien Zeit geführt; geht einer unordentlich mit den Kleidern usw. um, so muß er mehrere Tage den betreffenden Gegenstand entbehren, damit er ihn künftig besser schämen lerne. Für größere Fehler, die Gottlob selten vorkommen, gibt es eine bestimmte Zahl Handstreiche oder sonstige körperliche Züchtigung.

Der Kaffer hat das Gute, daß er eine Strafe, die er als gerecht erkennt, willig hin nimmt; gute Kinder klagen sich sogar aus freien Stücken an und bitten um eine entsprechende Buße. Eine unverdiente Strafe dagegen können sie absolut nicht verwinden, das entfremdet ihre Herzen gänzlich, weshalb Neulingen im Lehramt, die der fremden Sprache noch nicht genügend mächtig oder mit gewissen kaffrischen Sitten und Gewohnheiten nicht hinreichend vertraut sind, große Vorsicht nötig ist.

(Schluß folgt.)

Zauberei und Herenwahn unter den Käffern.

Der Kaffer hält es für etwas ganz Selbstverständliches, daß die Eigenarten eines Dinges durch den Genuß auf ihn übergehen. Uebrigens finden wir diese Idee bei allen wilden Völkern. In Neuseeland z. B. lassen die Eltern ihre Kinder kleine Steine verschlucken, um sie charakterfest und stark zu machen, sodass sie entschlossen allen Widerrärtigkeiten des Lebens gegenüberstehen. Auf Borneo essen die Ein geborenen kein Wild, um nicht furchtlos und feige zu werden. Die Malayen dagegen verzehren mit Gier das Tigerfleisch, denn das gibt Kraft und Gewandtheit für jeden Kampf. Manche Stämme in Südafrika trachten vor allem, langlebige Tiere zu bekommen; sie pulvrisieren dann deren Knochen und vermischen sie mit ihren Speisen. Die natürliche Wirkung ist, daß sie nun eben solang leben werden, wie jene Tiere. Wenn im Pondoland in alter Zeit ein Chief seine Herrschaft antrat, so mußte er vor allem einen seiner leiblichen Brüder töten und sich in seinem Blute waschen. Das gab ihm die nötige Kraft zum neuen Amt. Seine Medizinen aber verwahrte er im Schädel seines ermordeten Bruders, und dadurch allein wuchs deren Kraft und Wirksamkeit ins Unendliche. Diese Sitte erlosch mit dem Chief Taku, der seines Bruders nicht habhaft werden konnte.

Ziehen in Südafrika wilde Stämme in den Krieg, so müssen sie zuvor ihren Leib mit verschiedenen "Medizinen" einreiben, teilweise auch davon genießen. Mit Vorliebe benutzt man für solche "Medizinen" getrocknetes oder putrierisiertes Fleisch von Tigern, Elefanten und Schlangen, denn das macht flug, stark und gewandt.

Fällt ein Krieger von hervorragender Tapferkeit im Kampf, so wird aus dessen Leib Medizin bereitet, und davon dem jungen Volk ausgeteilt, damit jeder ebenso stark und mutig werde, wie der gesallene Held. Die Doktoren gehen dabei mit kluger Auswahl zu Werke, denn sie wissen genau, welche Seelenkraft im einzelnen Gliede steckt. Die Ohren z. B. sind der Sitz von Scharfsinn und Verstand, die Stirnhaut schließt die Beharrlichkeit in sich, denn wie oft sah man daraus bei Lebzeiten den Schweiß, die Folge schwerer Arbeit,

hervordringen. Und so hat jedes Glied seine eigene Kraft und Bedeutung.

Uebrigens findet sich selbst in Europa ähnliches. So essen z. B. in manchen Gegenden Englands die Knaben mit Vorliebe Fischrogen, denn das befähigt sie, unter dem Wasser hell und klar wie ein Fisch zu jehen. Und in Deutschland rennen die Knaben im Maren gegen umher, denn das befördert das Wachstum ganz bedeutend.

Den Schwarzen aber sind solche Ideen wie in Fleisch und Blut übergegangen. Als einst in Swasiland einige europäische Reisende ihren Unwillen über die unerhörten Grausamkeiten ihres alten Königs Bunu ausdrückten, sagten die Schwarzen: „Es ist schon richtig, er war zuweilen schrecklich hart und grausam, doch was konnte man von ihm auch anderes erwarten? Schon als Kind fütterte man ihn mit Löwen- und Tigerherzen, und das hat ihn so wild und blutdürstig gemacht.“

Dergleichen gibt es eigene Medizinen, welche die Zaubermittel der Gegner schwach und wirkungslos machen. Bevor ein Chief mit seinen Leuten in den Krieg zieht, verteilt er unter sie eigenartige Medizinen, von den Käffern Intelezi genannt. Die Soldaten begeben sich damit an den Fluß, stellen sich ins Wasser, und lassen sich die Arznei über den Leib rinnen. Das macht sie mutig und stark, und ist zugleich ein vorzüglichlicher Schutz gegen die Zaubermittel des feindlichen Heeres. Hat dann der einzelne Krieger noch persönlich irgend einen Talismann, ein Schlangenhäutchen, einen Tigerzahn, eine Löwenklau, oder etwas dergleichen, den er am Leibe trägt, um den Nachen, um die Handgelenke oder die Fußknöchel, so ist der Schutz ein doppelter und dreifacher. Denn alle diese Sachen und Säckelchen hängen keineswegs nutzlos am Leib, sondern haben vielmehr ihre Wirkung nach innen und außen, machen den Träger flug, furchtlos und stark, und schützen ihn gegen alle Angriffe seiner Feinde.

Es ist ferner eine weitverbreite Ansicht, daß der Schatten oder das Bild eines Menschen magisch beeinflußt werden kann, denn diese Dinge gelten gleichsam als Emanation oder Ausfluß der Persönlichkeit. Die Verbindung zwischen einem Bild und dem Menschen, den es darstellt, ist so eng, daß man selbst nach dem Tode noch durch das eine auf den andern einwirken kann. Begreiflich also, weshalb viele Käffern so eine große Scheu vor einem photographischen Apparate haben. Selbst mutige Männer rennen zuweilen scheu davon, oder verstecken sich in irgendeinem Winkel, wenn der weiße Mann mit dem gefürchteten Kasten naht, um ihr Bild darin aufzufangen, und sie für alle Ewigkeit zu behexen. Es hat daher oft seine eigene Schwierigkeit, von heidnischen Eingeborenen oder dem Innern einer Käffernhütte eine gute Photographie zu bekommen.

Von dieser Idee ist bloß noch ein Schritt zu der andern, daß nämlich ein Gegenstand als Symbol oder Repräsentation eines Menschen angesehen werden könnte, und daß alles, was man dem Symbol antut, auch der Person selbst zugesetzt wird. Diese Idee ist, wie es scheint, auf der ganzen Welt verbreitet. Die Australier z. B. bilden sich ein, sie könnten einen Menschen leicht dadurch töten, daß sie zunächst ein Bild von ihm machen und dann in dessen Herz oder Gehirn lange Nadeln stechen. Denn, was sie dem Bild antun, geschieht der repräsentierten Person, und wäre sie hundert Stunden von dem betr. Ort entfernt. Auf den Tidji-Inseln gilt eine einfache Kloßsnuß als